

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 28

Artikel: Die Sprache ist wie Wachs
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-496816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sprache ist wie Wachs

Vorstöße in lyrisches Neuland gehören zu den Ereignissen, die mich nicht mehr aus dem Gleichgewicht bringen, aber immer noch neugierig machen. Einmal, als ich mit meiner Frau bei Freunden zu Gast war, besuchten wir zusammen die Veranstaltung eines sehr fortschrittlichen literarischen Zirkels im neuen Konzertsaal. An den Wänden hingen Proben ungegenständlicher Malerei von Thamos Mirta, der an diesem Abend sowohl über diese Bilder wie über seine neueste Lyrik sprach. Den Namen kannte ich, und als der Dichter und Maler selber am Vortragspult stand, ein Fünfziger von nachlässiger Eleganz, mit einem Stich ins Extravagante, meinte ich auch ihn zu kennen. Dieses rötliche, unfrische, aber gepflegte Gesicht mit den feuchten hellblauen Augen unter dem schrägen Strich der blonden Haare hatte ich in jüngeren Jahren bestimmt schon gesehen. Er begann mit Gedichten, nachdem sein begabtester junger Anhänger zur Einführung allerlei Gescheites darüber gesagt hatte. Die hier folgende Strophe erfaßte ich beim Anhören noch nicht, durfte sie aber nachher aus dem Manuskript abschreiben, und da sie für Mirtas Eigenart kennzeichnend ist, mag sie hier stehen:

*ob lotlaus mit vigelschrotten
durch schluftrankne vārstodte
oder in stirmwürbeln
über fibraken und asenbeihnen
haunbrisend du ienzeitst
aberüll büggressen dich schiepfer göst
ordgeberne in faberhiefter erwurtang*

Der Verzicht auf Satzzeichen und große Anfangsbuchstaben ist für diesen Dichter so selbstverständlich, daß man gar nicht mehr darüber spricht. Was uns beim Zuhören frapierete, war der radikale neue Ton, der uns dem Grundton der deutschen Sprache jedoch verpflichtet schien. «Wer, meine Damen und Herren», fragte der junge Mann in seiner Einführung, «wer hätte gedacht, daß unsere abgenutzte Sprache noch so eigenartiger neuer Lautverbindungen fähig wäre, Verbindungen, die dennoch den Sinnzusammenhang und den uns so vertrauten muttersprachlichen Grundklang wahren.»

Ich hätte es nicht für möglich gehalten, zu gegeben. Nun war ich aber altmodisch genug, auch nach dem zu fragen, was diese Gedichte aussagen, nach ihrem Gehalt, der sich, wie man hören konnte, dem profanen Auffassungsvermögen bloßer Zeitungsleser nicht sogleich preisgebe. Gut, gelegentlich war das ein Merkmal hoher Dichtung, ich gab auch das zu, aber während der Vorlesung zweifelte ich, ob in einer Strophe wie der angeführten ein Sinn stecke. Mein Zweifel war nicht berechtigt, wie sich bald her-

ausstellte. Ich mußte überhaupt den meisten Behauptungen des einführenden jungen Mannes beipflichten, als mir der Knopf aufgegangen war. «Wirkliche Dichter sind sprachschöpferisch», sagte er. «Immer hat die Sprache im Munde der Dichter am stärksten gebliht und am revolutionärsten zu neuen Formen gedrängt. Dabei herrscht auch in den Gedichten Mirtas keine Willkür, sondern eine strenge Gesetzmäßigkeit.» Das alles war richtig.

Meine Frau, die viel gelesen hat und ein gesundes Urteilsvermögen besitzt, blickte während der Vorlesung bald prüfend mich, bald fassungslos die Saaldecke an. Ich konnte ihr nicht helfen, und am Schluß der Veranstaltung, die den ostentativen Beifall der avantgardistischen Jugend fand, bereitete uns unser Gastgeber kurzerhand eine Überraschung, die jeden freien Meinungsaustausch unmöglich machte. Er stellte uns dem Dichter vor, der mich kannte und erwartet hatte, und ich erkannte ihn. «Drum!» rief ich. «Mir war doch, ich müsse Sie kennen. Aber es ist ziemlich lange her ...»

«Kommen Sie!» bat er und nahm mich unter dem Arm. «Wir fahren zu mir heim, meine Frau wird sich riesig freuen. Ich rechne Ihnen hoch an, daß Sie meine Vorlesung besucht haben, aber an der kleinen Nachfeier im engsten Kreise müssen Sie beide unbedingt noch teilnehmen, sonst freut mich der ganze Abend nicht mehr.»

Meine Frau brachte Entschuldigungen vor, aber wir konnten nicht ausweichen, ohne den Malerichter zu verletzen und unseren eigenen Gastgeber zu verstimmen, und so fügten wir uns. Während der kurzen Fahrt suchte ich mich zu erinnern. Ein immer tadellos angezogener junger Mann aus vermöglihem Hause tauchte vor mir auf, ein Studienkamerad, der dasselbe literarhistorische Kolleg besuchte wie ich, aber jünger und regsamer war, in verschiedenen Fakultäten hospitierte, nichts ernsthaft betrieb und dem Allerneuesten an Malerei, Musik und Dichtung nachlief. In der Folge veröffentlichte

er zwei Gedichtbände, den einen als Privatdruck, und stellte abstrakte Bilder aus. Vor wenigen Jahren heiratete er, wie ich erst hier erfuhr, die einzige Tochter eines Likörfabrikanten, entpuppte sich unerwartet auch als Geschäftsmann, behielt aber seinen Ehrgeiz, als Künstler Neues zu schaffen oder mindestens Allerneuestes zu vertreten, und führte ein großes Haus. Dahin waren wir jetzt unterwegs.

Der Abend bleibt mir unvergeßlich. Mirta verschonte uns mit seinen Likören, stellte dafür in einer mehr als genügenden Anzahl von Flaschen einen nach Qualität und Jahrgang berühmten Bordeaux auf und ließ eine Bowle nachrücken, die sich als unwiderstehlich erwies. Er las keine Gedichte vor, ja er sprach nicht einmal aus eigenem Antrieb davon, aber je mehr ich Feuer fing, desto hartnäckiger kam ich darauf zurück, bis er die Herausforderung unerwartet ernsthaft annahm. Er holte das Manuskript, trug Lyrisches vor und ließ mich das Gedicht abschreiben, von dem ich oben eine Strophe angeführt habe. Plötzlich ging mir der Knopf auf. «Ob lautlos mit Vogelschritten durch schlaftrunkne Vorstädte oder in Sturmwirbeln ...» Ich biß auf die Zähne und schrieb es ab, wie er es festgelegt und vorgetragen hatte, aber er sah mir's gleich an, als sich mir der Gehalt erschloß, und begann leidenschaftlich die Form zu verteidigen. «Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß man grundsätzlich nur die Vokale zu vertauschen brauche, um einen bedeutenden neuen Text zu erhalten», erklärte er. «Zuerst muß vielmehr im alten Sinne gedichtet und jedes Wort gesucht, erwogen, gewählt werden, bevor die revolutionäre Tat zu Ergebnissen führt.»

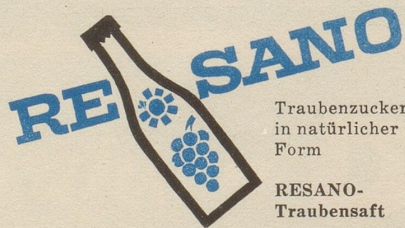
Auf einmal dachte ich, er sei ein Spaßmacher, und ging zu meinem eigenen Vergnügen mit allem Ernst darauf ein. «Graßortig!» rief ich. «Aber geben Sie mit Ihrem Barniemen dem Publikum nicht den Schlüssel zu früh in die Hand?»

«Dieser Schlüssel hilft wenig, wenn das tiefere Verständnis fehlt», entgegnete er. «Außerdem widerspricht es mir, offen gestanden, unter dem erzbürgerlichen Namen Thomas Marti neueste Lyrik zu veröffentlichen. Und schließlich hat mich die intuitive Umwandlung dieses Namens auf die unausgeschöpften Möglichkeiten unserer Sprache gebracht. Es ist erst ein Anfang, aber gewisse Gesetze sind festgelegt. Im allgemeinen werden nur betonte Vokale vertauscht, und zwar die einander benachbarten, ob sie nun im gleichen Wort oder in zwei Worten vorkommen. Ausnahmen sind möglich, aber jede Willkür muß dabei vermieden werden. Das alles sind natürlich nur Außerlichkeiten.»

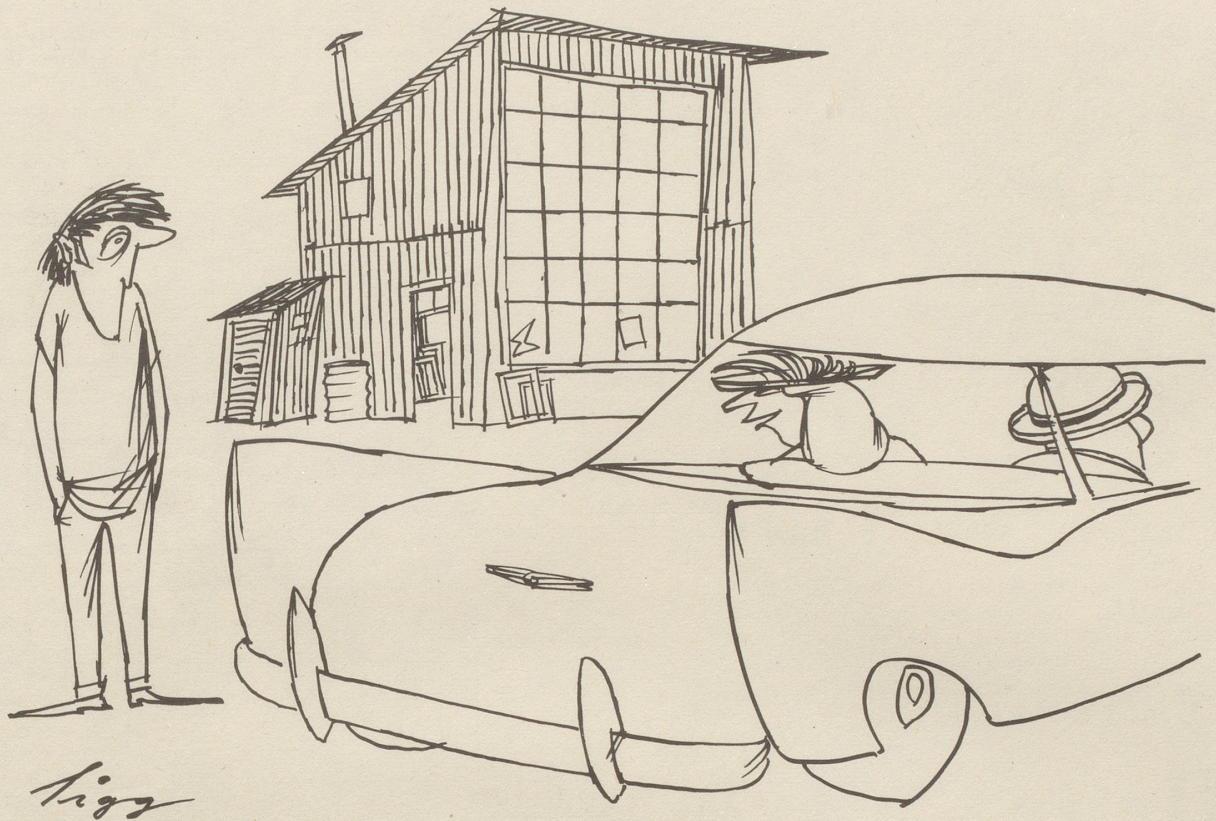
«Wanderbur!» rief ich und achtete nicht auf die warnenden Blicke meiner Frau. «Die Sprache ist wanderbur. Aber es wird wimmeln von Dreckfuhrern, wenn das einmal gesetzt ist und korrigiert werden muß. Was mich betrifft, ich habe ein einzigesmal etwas ähnliches versucht, allerdings nur in zwei Strophen und ohne weitere Folgen.»

«Das interessiert mich aber mächtig. Bitte, wollen Sie uns diese Strophen nicht veraten? Oder, noch besser, ins Gästebuch schreiben?»

«Ins Gustebäch, jawohl, gern!» erklärte ich,



Bezugsquellennachweis durch: Brauerei Uster



«Also, uf Widerseh Herr Pinseli, mir chaufed Ihne gern e mal es Bild ab wänn mir e mal Gäld händ!»

setzte mich abseits an das bereitliegende Buch und schrieb:

*Das Ei der Ente weiblich
Ist doch ganz leicht beschreiblich,
Und wer es noch nicht kannte:
Es ist die Eiderente.*

*Und gibt es einen Eidachs,
So gibt es auch Eidächse,
Die Sprache ist wie Wachs,
Der Dachs wird eine Echse.*

Meine Frau bereitete den Rückzug vor, sobald ich zu schreiben begann, und behauptete übrigens am anderen Tag, ich sei in jenem Augenblick schon leicht betrunken gewesen. Da sie selber nüchtern blieb und die wachsende Verlegenheit sowohl des Spröschpifers wie seiner auch sehr unkonventionellen Frau erkannte, begreife ich, daß ihr die ganze Geschichte peinlich wurde. Mir machte aber alles den größten Spaß, und als mich noch ein undeutliches Wesen in engen Hosenröhren, Nichte oder Neffe der Frau, um ein Autogramm bat, schrieb ich sogleich intuitiv ins dargereichte handgebundene Taschenbuch:

*Der Schreiber ist ein armes Lamm,
Er schenkt dir nur ein Autogramm.
Ein Metzger gäh mit allem Grund
Ein Autopfund,
Ein Filmstar oder Dollarentner
Einen Autozentner.
Wer verschafft dir aber die Wonne
Einer Autotonne?*

Gleich darauf nahmen wir Abschied und erklärten, ohne Wagen auszukommen, weil wir gehend den Geist noch ein wenig verluften möchten. Ich wäre gern geblieben, aber auch mein Freund und Gastgeber wollte aufbrechen.

Auf der Straße war schon alles still, der veraltete Vollmond schien rückständig zwischen abgeschmackte Giebelhäuser hinein. Ich begann langsamer zu gehen und rezitierte erhobenen Blicks in nachschwingender Ergriffenheit: «ob lotlaus mit vigelschrotten durch schluftrankne värstodte oder in stirmwur-

beln ...» Meine Begleiter zogen mich weiter und hatten jetzt endlich die lang unterdrückten Lachtränen in den Augen. «Ich finde es schandbar, die deutsche Sprache so zu mißhandeln», sagte meine Frau. «Die datsche Spreuche ist schon oft maßhindelt worden», erwiderte ich und konnte gar nicht aufhören damit. Bevor wir unsere Zimmer aufsuchten, wollten wir wegen des geplanten Ausflugs noch den Wetterbericht für morgen nachsehen, und ich las ihn aus dem Abendblatt vor: «Die Wurmflaht ist von der frönzasischen Wüstkeste bis zur Weistschwez vurgedrongen und verarsucht Rügengesse, die beirets Eberschwümmungen zur Falge hoben. In der Zantrel- und Eistschwoz wird bei verhorrsschender Fahlölge der Huchdrock ällmahlich augebat ...»

Meine Frau war bereits verschwunden. Mein Freund aber, der genau so angeregt war wie ich, stellte noch ein altes Karschwisser auf und erzählte von Mirtas kummermasikulischen Varenstultangen als von wahren Affenbohrungen, dann trennten wir uns endlich mit dem Hundedräck, der schon bekannt gewesen war, bevor Marti die Möglichkeit dafür geschaffen hatte. Megin

Harun al Raschid,

der Kalif von Bagdad, hatte die Gewohnheit, sich in Verkleidung als Bettler unter sein Volk zu mischen. Dabei passierte es ihm einmal, von einem Zauberer in einen Storch verwandelt zu werden. Er benutzte natürlich diese Gelegenheit, um seinen Bagdaddis und Bagmammis von oben her tüchtig in die Häuser und Töpfe zu schauen. Seither sagt man in Bagdad: «lieber ein Huhn im Topf, als einen Storch auf dem Dach!» In Zürich hingegen sagt man: auf jeden Fall einen Orientteppich von Vidal an der Bahnhofstraße 31!

Preiswert, gut und rasch
Braustube Hürlimann
Bahnhofplatz Zürich



Kongreß-Restaurant

Treffpunkt für Lunch und Diner
nach den geschäftlichen
Besprechungen